

Zeitschrift: Bündnerisches Haushaltungs- und Familienbuch

Herausgeber: [s.n.]

Band: - (1914)

Artikel: Aus der teuren Zeit vor hundert Jahren

Autor: Camenisch, C.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-550296>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



AUS DER TEUREN ZEIT VOR HUNDERT JAHREN.

Von Dr. C. CAMENISCH, Basel.



Wir stehen im Zeichen der Teuerung. Der Krieg im Orient und die gespannte politische Lage in Europa drücken auch auf Handel und Wandel jener Länder, die nicht direkt im Brennpunkt der Finanzmisere liegen. Krieg und Hungersnot sind seit jeher zwei treue Verbündete gewesen und haben den Wert des Geldes ins Unerhörte hinaufgetrieben. So ist es auch zur Zeit der französischen Revolutionskriege vor hundert Jahren gewesen. Fehljahre und Kriegsjahre hatten die Not so groß werden lassen, daß der Nationalkonvent sogar ein bürgerliches Fastengebot erließ, nachdem er kurz vorher das von der Kirche vorgeschriebene Fasten als abergläubisch abgeschafft hatte. Barrère, der „Anakreon der Guillotine“ wollte sogar die vierzigtägige Fastenzeit wieder einführen; „nicht um die Priester und den Papst nachzuahmen, — sagten die Revolutionsmänner — „sondern um der Ordnung der Natur zu gehorchen, die von sich aus schon die Frühlingsfastenzeit fordert.“ Ein Konventsmitglied, das im Nebenamte Schlächter war, unterstützte seinen Antrag mit dem ebenso „natürlichen“ Grund, daß man in Frankreich bald keinen Talg mehr bekommen werde, wenn man dem Volke nicht gebiete, sich von Zeit zu Zeit des Fettgenusses zu enthalten. Das Volk war aber von diesem merkwürdigen Gesetz im Zeitalter der „Liberté“ wenig erbaut und lebte ihm erst dann nach, als die Not es dazu zwang. Ein Sack Mehl galt damals in Paris als ein Zeichen von Reichtum, und wer noch gar über Metallgeld verfügen konnte, war ein Krösus. Lenotre hat für jene Zeit ausgerechnet, daß ein Zwanzigfrankenstück in Gold soviel wert war wie Dreißigtausend Franken in Assignaten. Kein Wunder, daß die Regierung die Ausfuhr von Gold aus Frankreich mit schwerer Strafe belegte. Und in Frankreich verstand man damals keinen Spaß; das mußte auch eine vornehme Dame in der Provinz erfahren, die statt Korn, wie es das Gesetz vorschrieb, auf ihren Äckern Klee ausgesät hatte; sie wurde deshalb guillotiniert.

Von dem Verbot der Goldausfuhr wurde auch ein braver Bündner getroffen, dem der revolutionäre Boden Frankreichs zu heiß wurde, der aber nicht ohne sein in harter Arbeit erspartes Besitztum das Land verlassen wollte, es vielmehr gern in aller Ruhe in den sicheren heimatlichen Bündnerbergen verzehrt hätte. Lange sann er umsonst nach Rat und Hilfe. Endlich fand er einen

Ausweg, auf dem er seine Louisdor sicher vor allen Zöllnern und Häschern in die Heimat brachte. Doch lassen wir ihn das selber erzählen.

„An der französischen Grenze — schreibt der Findige, Giacomo Andrea Maurizio, in seinen italienischen Aufzeichnungen — wurden alle ins Ausland Reisenden bis auf die Haut auf Geld untersucht, und da man Leuten meines Standes nur vierzig Franken zur Weiterreise ließ, war ich in großer Gefahr, all mein Erspartes zu verlieren. So faßte ich denn einen verwegenen Plan. Als ich unweit der Schweizergrenze abends ankam, ließ ich mir von einem Gastwirte ein Zimmer anweisen und tat etwas, das zu erzählen ich mich eigentlich schämen müßte, wenn ich mir nicht vorgenommen hätte, meine Erlebnisse der Wahrheit getreu zu erzählen. Ich beschloß nämlich, meine Goldstücke zu verschlucken, damit sie die Grenzwächter nicht fänden. Erst machte ich einen Versuch mit einem kupfernen Sousstück, und als ich sah, daß es ganz gut ging, verschluckte ich nach und nach acht Louisdor, indem ich jeden mit Kirschwasser hinab schwemmierte und schlief darauf ohne Beschwerde bis zum Morgen. Nach dem Frühstück machte ich mich auf den Weg nach Basel und verschluckte im Gehen noch zwölf Louisdor, so daß ich nun mit 21 Münzen im Magen Frankreich verließ und solange ich dies mit mir trug, hatte ich keine Beschwerden, aß und trank und war immer munter, nur die beiden ersten Tage fühlte ich im Magen das Gewicht, aber ohne Schaden zu nehmen.“

Von Basel bis ins Engadin trug Maurizio sein Vermögen in seinen Eingeweiden. „Dort, in Celerina,“ erzählt er weiter, „kamen auf einmal, sopra la neve, die 20 Goldmünzen wieder zum Vorschein und einige Tage später trennte sich von mir auch das Kupferstück.“ Sein ganzes Vermögen scheint dieser Mann mit dem eisernen Magen nun allerdings doch nicht gerettet zu haben, denn von den Doppellouisdor wagte er keine zu verschlingen, sondern beschränkte sich auf die einfachen zu vierundzwanzig Livres.

Und wir modernen Menschen des Zeitalters der Magenstörungen blicken mit Staunen und Neid auf solche Kraftgestalten und „Roßnaturen“ der „guten alten Zeit“ zurück. Allerdings hatten auch damals nicht alle solche Mägen, sonst hätte Montesquieu von seinen Zeitgenossen nicht gesagt: „Die eine Hälfte stirbt an den Folgen des Dinners und die andere Hälfte am Souper“.

LEISE STUNDE.

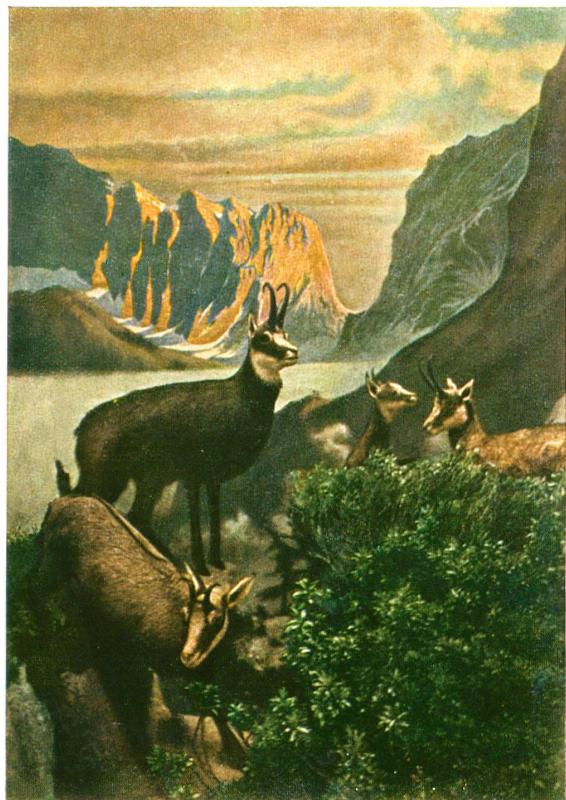
Alfred Huggenberger.

Was willst du mir denn sagen,
Du grüner, lachender Frühlingstag?
Die muntern Drosseln schlagen
Wie trunken nah im dunklen Hag.
Mein Acker scheint zu träumen,
Ganz still ist's unter den Bäumen,
Ich hör' der leisen Stunde Schlag.

Sie kommt mit jedem Lenze,
Steigt auf, wie ein versunken Gut:
Fern an der Kindheit Grenze
Wandl' ich in treuer Augen Hut,
Ein Duft liegt über den Weiten,
Die heimlichen Glocken läuteten:
Du hast es gut, du hast es gut!

Ich seh' der Mutter Hände,
Verwerkelt und hart – und doch so weich!
Sie müht sich ohne Ende
Und gibt und gibt und bleibt doch reich.
In Ackers Grund geborgen
Schläft ihr Segnen und Sorgen
Und macht ihn mir zum Märchenreich.

BÜNDN. INDUSTRIE- UND GEWERBE-AUSSTELLUNG
DIORAMA DER JAGDAUSSTELLUNG



GEMSBOCK, GEIS, JAHRTIER UND GITEI

Hintergrund: Sulzfluh = Schweizertor
Vierfarbendruck nach Lumièreplatten
von Bischofberger & Hotzenköcherle
Farbenphotographie von C. G. Bernhard, Chur